

Lehrbuch der Familiensoziologie

Theorien, Methoden, empirische Befunde

1. Auflage 2008. Taschenbuch. Paperback

ISBN 978 3 8252 8409 1

Format (B x L): 17 x 24 cm

[Weitere Fachgebiete > Ethnologie, Volkskunde, Soziologie > Diverse soziologische Themen > Familiensoziologie](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text 'beck-shop.de' in a bold, red, sans-serif font. Above the 'i' in 'shop' are three red dots of increasing size. Below the main text, 'DIE FACHBUCHHANDLUNG' is written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](#) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



UTB XXXX

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Köln · Weimar · Wien
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Farmington Hills
facultas.wuv · Wien
Wilhelm Fink · München
A. Francke Verlag · Tübingen und Basel
Haupt Verlag · Bern · Stuttgart · Wien
Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung · Bad Heilbrunn
Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft · Stuttgart
Mohr Siebeck · Tübingen
C. F. Müller Verlag · Heidelberg
Orell Füssli Verlag · Zürich
Verlag Recht und Wirtschaft · Frankfurt am Main
Ernst Reinhardt Verlag · München · Basel
Ferdinand Schöningh · Paderborn · München · Wien · Zürich
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlagsgesellschaft · Konstanz
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Norbert F. Schneider (Hrsg.)

Lehrbuch Moderne Familiensoziologie

Theorien, Methoden,
empirische Befunde

Verlag Barbara Budrich
Opladen & Farmington Hills 2008

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2008 Verlag Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills

Verlags-ISBN 978-3-86649-966-9

www.budrich-verlag.de

UTB-ISBN 3-8252-8409-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Susanne Rosenkranz, Opladen

Umschlaggestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart

Druck: Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
1 Grundlagen der sozialwissenschaftlichen Familienforschung – Einführende Betrachtungen <i>Norbert F. Schneider</i>	9
2 Gegenstand der Familiensoziologie <i>Johannes Huinink</i>	23
3 Methoden der Familiensoziologie <i>Martin Abraham und Johannes Kopp</i>	41
4 Theorien der Familiensoziologie <i>Paul B. Hill und Johannes Kopp</i>	65
5 Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit <i>Andreas Gestrich</i>	79
6 Entwicklung und Vielfalt der Lebensformen <i>Michael Wagner</i>	99
7 Wandel der Geburten- und Familienentwicklung in West- und Ostdeutschland <i>Michaela Kreyenfeld und Dirk Konietzka</i>	121
8 Familiäre Übergänge: Eintritt in nichteheliche Lebensgemeinschaften, Heirat, Trennung und Scheidung, Elternschaft <i>Marina Rupp und Hans-Peter Blossfeld</i>	139
9 Beziehungen in der Familie <i>Mirjam Widmer und Guy Bodenmann</i>	167
10 Spezielle Familienprobleme: Armut und Gewalt <i>Andreas Klocke</i>	183

6		Inhalt
11	Familie und Sozialstruktur <i>Stefan Hradil und Silke Masson</i>	197
12	Familie und Geschlechterverhältnis <i>Ilona Ostner</i>	219
13	Familie und Familienpolitik in Europa <i>Klaus Peter Strohmeier</i>	237
14	Zukunft der Familie oder: Szenarien zukünftiger Lebens- und Familienverhältnisse <i>Günter Burkart</i>	253
	Literaturverzeichnis	273
	Sachverzeichnis	313
	Personenverzeichnis	317
	Kurzporträts der Autorinnen und Autoren	325

Vorwort

Die Idee zu diesem Lehrbuch und seiner Konzeption als Sammelband, in dem namhafte Soziologen und Soziologinnen, Psychologen und Historiker einen einführenden Überblick über die Themen und empirischen Befunde der zeitgenössischen, vornehmlich deutschsprachigen, Familienforschung geben, entstand am Rande einer Sitzung der Herausgeber der Zeitschrift für Familienforschung im Frühjahr 2006. Ermutigende Reaktionen von Kollegen und Kolleginnen auf einer Konferenz, die von derselben Zeitschrift kurze Zeit später in Bamberg durchgeführt worden ist, haben schließlich dazu geführt, das Vorhaben in Gang zu setzen.

Ziel des Bandes ist es, die gegenwärtige Lage „der“ Familie in Deutschland zu analysieren und sie im Kontext ihrer geschichtlichen Entwicklung und der aktuellen gesellschaftlichen Situation zu erklären. Geleitet werden die Betrachtungen von der Erkenntnis, dass es „die Familie“ nicht gibt und historisch wie gegenwartsbezogen von einer Vielfalt ihrer Erscheinungsformen auszugehen ist. Die Pluralität von Familie und ihre kulturellen, regionalen und sozialstrukturellen Differenzierungen stehen daher im Fokus vieler der hier versammelten Aufsätze.

Die Konzeption mit insgesamt vierzehn Beiträgen ist an einem üblichen Semesterturnus orientiert und basiert auf der Auffassung, dass die Breite und Vielgestaltigkeit der sozialwissenschaftlichen Familienforschung mit ihren unterschiedlichen theoretischen Perspektiven und methodischen Ansätzen am besten durch verschiedene Autoren und Autorinnen vermittelt werden kann.

Der Band gliedert sich in drei Teile. Zunächst werden die wesentlichen Grundlagen der Familiensoziologie erarbeitet. Dies erfolgt in den einführenden Betrachtungen durch eine kritische Diskussion der Entwicklung und des Standes der Familienforschung in Deutschland sowie in den folgenden vier Kapiteln durch eine ausführliche Gegenstandsbestimmung, Darstellungen der empirischen Methoden und der maßgeblichen Theorien sowie über die Behandlung der sozialhistorischen Entwicklung von der vorindustriellen über die industrielle zur Familie der Gegenwart. In den Kapiteln sechs bis neun, dem zweiten Teil des Bandes, werden mittels differenzierter empirischer Analysen die wesentlichen Wandlungstendenzen der Verbreitung von Familie und Lebensformen in West- und Ostdeutschland, des biografischen Timings und der Prävalenz relevanter Übergänge im Familienentwicklungsprozess (Gründung einer Partnerschaft, Heirat, Übergang zur Elternschaft und Scheidung) sowie die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern untersucht. Im dritten Teil, der die Kapitel zehn bis dreizehn umfasst, stehen spezielle Fami-

lienprobleme, sozialstrukturelle und geschlechtstypische Variationen der Familienentwicklung und des Familienlebens sowie Strategien zur sozialpolitischen Steuerung von Familie im Blickpunkt. Der Band schließt, für ein Lehrbuch durchaus unüblich, mit dem Versuch, den Blick zu öffnen und Szenarien der zukünftigen Entwicklung von Familie zu skizzieren.

Der Band ist an Studierende der Familiensoziologie und ihrer Nachbardisziplinen adressiert, richtet sich aber auch an ein breiteres Fachpublikum, an Praktiker und an allgemein an der Entwicklung der Familie Interessierte.

Trotz der breit angelegten Konzeption des Bandes werden einige Themen, die in der aktuellen deutschsprachigen Familienforschung durchaus bedeutsam sind, aus Platzgründen nur am Rande behandelt. Dazu gehören unter anderem die Generationenbeziehungen zwischen Großeltern, Kindern und Enkeln, die gesellschaftspolitisch sehr bedeutsamen Interdependenzen von Familie und Erwerbsarbeit sowie die Rolle von Reproduktionstechnologie und Gentechnik für die Zukunft von leiblicher und sozialer Elternschaft.

An der Realisierung dieses Projektes waren zahlreiche Personen beteiligt. Danken möchte ich den Autorinnen und Autoren für die unkomplizierte Zusammenarbeit in einem engen zeitlichen Rahmen, den Mitherausgebern der Zeitschrift für Familienforschung für ihre wohlwollende Unterstützung, Katrin Mengel und Ekatarina Yakusheva für die Bearbeitung des Literaturverzeichnisses, Katharina Becker für die Mitwirkung bei der Endkorrektur und für die Erstellung des Sach- und Personenverzeichnisses sowie Barbara Budrich für ihr spontanes Interesse an diesem Band und für die engagierte Betreuung durch den Verlag.

Mein ganz besonderer Dank gilt meiner Mitarbeiterin Monika Stegmann M.A., die in der Rolle der Lektorin maßgeblich zum Gelingen dieses Lehrbuchs beigetragen hat.

Norbert F. Schneider
Mainz, im April 2008

1 Grundlagen der sozialwissenschaftlichen Familienforschung – Einführende Betrachtungen

Norbert F. Schneider

1 Familie als Thema der Sozialwissenschaften – Entwicklung und gegenwärtiger Stand

Drei Sachverhalte bestimmen das Denken über Familie: Unsere eigenen Erfahrungen mit Familie, die scheinbar unauslöschlichen Mythen und immer wieder neu belebten Klischees über Familie und die verbreitete Verbrämung der Familie als Hort von Harmonie und Glück. Es hat den Anschein, als seien die meisten Menschen Experten, wenn es um Familie geht. Nahezu jeder lebte oder lebt in einer Familie und viele glauben zu wissen, wie es um die Familie steht. Aber Alltagserfahrungen und Alltagswissen bilden keine geeignete Grundlage für ein objektives und reflektiertes Wissen über Familie und ihre Entwicklung. Ebenso wenig sind ideologische Positionen zur Beurteilung der Lage der Familie geeignet. Das gilt für konservative Standpunkte, die in der Familie eine ständig bedrohte, unverrückbare Konstante menschlichen Miteinanders und eine um jeden Preis zu schützende Grundlage jedweder gesellschaftlicher Ordnung sehen, wie für kritische, die Ehe und Familie per se als Institutionen zur Unterdrückung der Menschen deuten, die es daher abzuschaffen gilt (z.B. Haensch 1974).

Die Ursprünge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Familie liegen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Georg Schwägler (1970) hat in seinem Buch „Soziologie der Familie“ die Entwicklung der Familiensoziologie dargelegt und ihren Ursprung auf die Werke von Wilhelm Heinrich Riehl und Frédéric Le Play datiert, die unabhängig voneinander im Jahr 1855 erschienen sind. Andere Autoren wie René König (1946) rechnen diese Werke – wohl zu Recht – noch nicht zur Familiensoziologie und sehen diese erst in den Arbeiten und Vorlesungen von Emile Durkheim (1888) begründet.

Die Soziologie als Wissenschaft entwickelte sich nicht zuletzt auch durch die Beschäftigung mit dem Gegenstand Familie. Beispiele sind die Arbeiten von Friedrich Engels (1884), Emile Durkheim (1888) oder später Max Horkheimer (1936), René König (1946), Helmut Schelsky (1953) sowie die in Deutschland viel rezipierten Werke von Talcott Parsons (1955). Die weitere Entwicklung der Familiensoziologie in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. dazu Schmidt 2002) ist aus heutiger Sicht durch eine bemerkenswerte Ambivalenz gekennzeichnet: Professionspolitisch hat die Familiensoziologie an Bedeutung eingebüßt. Gegenwärtig hat sie im Hinblick auf ihre institutionelle Verankerung an deutschen Universitäten einen eher geringen Stellenwert. Gleichzeitig erscheinen zahlreiche sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema Familie. Auch in den einschlägigen Fachzeitschriften wurden in den letzten Jahren viele familiensoziologische Beiträge publiziert und es entsteht der Eindruck, Familie habe in der soziologischen Forschung Konjunktur. Das gilt jedoch nur für die empirische Forschung. Tat-

sächlich gibt es wenige sozialwissenschaftliche Gegenstandsbereiche, zu denen so viele empirische Daten und Analysen vorliegen wie zur Familie. Weniger prominent als in der empirischen Forschung ist das Thema Familie in der soziologischen Theoriebildung. Ausnahmen bilden hier vor allem die Individualisierungsthese (z.B. Beck/Beck-Gernsheim 1989) und nutzenorientierte Handlungstheorien (exemplarisch Esser 2002a).

Insgesamt ist zu konstatieren, dass Familie in der Soziologie gegenwärtig kein bedeutendes Themenfeld repräsentiert. Die Familiensoziologie selbst ist eine fragmentierte Teildisziplin ohne theoretisches Paradigma, in die vielfältige Gegenstandsbereiche und Forschungsthemen integriert sind. Zu den wichtigsten gehören der Strukturwandel der Familie, die Prozesse der Familienentwicklung, die Veränderungen der Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern sowie das Verhältnis von Familie und Gesellschaft.

Familie als Gegenstand der Psychologie hat dagegen eine andere Entwicklung genommen. Lange Zeit weitgehend ignoriert, ist der Gegenstand Familie in der psychologischen Forschung und besonders in der klinischen Psychologie zunehmend etabliert. Aber eine explizite Familienpsychologie ist noch wenig konturiert (Ausnahmen sind Schneewind 1999 und Petzold 1999) und es sind auch gegenwärtig kaum Anzeichen einer breiteren Institutionalisierung in den Universitäten erkennbar, auch wenn einige Hochschulen mittlerweile eine Schwerpunktsetzung in Familienpsychologie im Masterstudiengang anbieten. Ähnlich verhält es sich mit der Geschichtswissenschaft, die zwar einige sehr bedeutende Studien über die historische Entwicklung der Familie hervorgebracht (z.B. Mitterauer/Sieder 1980; Rosenbaum 1982; Gestrich/Krause/Mitterauer 2003) und dabei mit einigen lieb gewonnenen und auch heute noch sehr beständigen Mythen aufgeräumt hat, etwa dem Mythos der Dominanz der harmonischen Dreigenerationenfamilie in der vorindustriellen Zeit. Aber auch hier gibt es kaum nennenswerte Anzeichen für einen Ausbau. Im Hinblick auf die Erziehungswissenschaft, die hier als letzte Disziplin angesprochen wird, ist zu konstatieren, dass sie trotz einer relativ intensiven Beschäftigung mit Familie bisher kaum eigenständige Beiträge zur Familienforschung vorgelegt hat. Einen Überblick über ihre aktuellen Themen und Perspektiven gibt Jutta Ecarius 2007.

2 Familie, private Lebensformen und private Lebensführung – Explikationen des Gegenstandes der Familienforschung

Auch wenn die Bezeichnung etwas anderes nahe legt: Die Familiensoziologie, ähnliches gilt auch für die Familienpsychologie, befasst sich nicht nur mit dem Studium der ehelichen Familie. Gegenstände sind ebenfalls die so genannten nichtkonventionellen Lebensformen, also die Lebensformen jenseits der traditionellen Kernfamilie (zusammenfassend Schneider/Rosenkranz/Limmer 1998), sowie die *private Lebensführung*, d.h. die Prozess orientierte Betrachtung der Partnerschaftsbiografie und der Familienentwicklung mit ihren verschiedenen Statuspassagen. Dazu gehören vor allem die Gründung und Auflösung von Partnerschaften, Heirat, Scheidung, Wiederheirat, der Übergang zur Elternschaft, der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus und die Verwitwung. Zusammen mit dem in Deutschland bislang nur wenig entwickeltem Forschungsthema „persönliche Beziehungen“ (Lenz 2006) ergibt sich daraus ein sehr umfangreicher und differenzierter Gegen-

standsbereich der Familiensoziologie, den Turner (2005: 136) mit den Begriffen „Intimate Relationships, Family and Life Course“ charakterisiert. Im Kern geht es um die Analyse der Gestaltungsmodi der sozialen Nahbeziehungen im Privatbereich und ihrer gesellschaftlichen Durchdringung. Trotz dieses vielfältigen und soziologisch durchaus bedeutsamen Forschungsfeldes haftet dem Begriff Familiensoziologie etwas Konservatives und Traditionelles an und dem Gegenstandsbereich angemessen, wäre es besser, von der „Soziologie der Familie und der privaten Lebensformen“ zu sprechen.

Die private *Lebensform* einer Person bezeichnet die Art der Institutionalisierung der sozialen Nahbeziehungen. Institutionalisierung führt zur relativen Dauerhaftigkeit der Beziehungen und wird hergestellt durch gesellschaftliche Regelungen (z.B. Rechte und Pflichten im Hinblick auf den Ehepartner oder im Rahmen von Elternschaft) und durch Absprachen zwischen den Partnern (z.B. Arbeitsteilung in einer Partnerschaft). Eine wichtige Teilmenge von Lebensformen bilden „*familiale Lebensformen*“, deren spezifisches Merkmal das Vorhandensein von Eltern-Kind-Beziehungen ist. Der Begriff „Lebensform“ wird in der Familiensoziologie erst seit kurzem verwendet und dabei durchaus unterschiedlich definiert (vgl. dazu die Beiträge von Huinink, Abraham/Kopp, Wagner und Hradil/Masson in diesem Band). Im Kern ähneln die meisten Definitionen der oben vorgestellten, jedoch gibt es einen bedeutsamen Unterschied. Manche Autoren, wie etwa Hradil (1992), verwenden den Begriff analog zu Haushaltstypen. Lebensformen können jedoch über den Haushaltskontext hinausreichen. So sind etwa zwei alleinwohnende Personen, die miteinander in einer Partnerschaft leben, familiensoziologisch sinnvollerweise *nicht* als zwei Singles oder zwei Einpersonenhaushalte zu begreifen, sondern als eine Lebensform mit eigenständigem Charakter, die als Fernbeziehung bezeichnet wird. Lebensformen repräsentieren also *haushaltsübergreifend* relativ stabile Beziehungsmuster im Privatbereich.

Lebensformen sind kulturelle Symbole, um deren Deutung gesellschaftliche Gruppen und Institutionen fortlaufend bemüht sind – man denke nur an die öffentlichen Diskurse über die Bedeutung der Ehe oder über die Eingetragene (gleichgeschlechtliche) Lebenspartnerschaft. Lebensformen repräsentieren aber auch subjektiv konstruierte Wirklichkeiten, die durch alltägliches Handeln und reflexive Anpassung an sich verändernde Lebenssituationen beständig erzeugt werden.

Das Arrangement sozialer Nahbeziehungen und ihre individuellen Institutionalisierungen sind im Lebensverlauf vieler Menschen sehr dynamisch und durch das Hinzu- und Heraustreten von Personen und die Gründung und Auflösung von Lebensformen gekennzeichnet. Lebensverläufe in der Moderne sind nicht als verbindliche Abfolgen aufeinander bezogener Zustände zu denken, wie noch verbreitet in den 1960er Jahren, sondern als zum Teil zufällige, zum Teil individuell geplante, zum Teil milieuspezifisch vorstrukturierte Aneinanderreihung. Die biografische Abfolge von Lebensformen sowie der *Verlauf der privaten Lebensführung*, also die Statuspassagen in der Partnerschaftsbiografie und in der Familienentwicklung, sind in modernen Gesellschaften häufig abgestimmt auf die Übergänge in der Ausbildungs- und in der Berufsbiografie. So erfolgt die Familiengründung verbreitet nach dem Erreichen einer als angemessen erachteten beruflichen Position und damit recht traditionell erst dann, wenn gesicherte ökonomische Verhältnisse vorliegen.

Eine auf den ersten Blick leicht anmutende Frage ist die, was unter *Familie* verstanden werden kann. Bei genauerem Hinsehen wird jedoch schnell deutlich, dass diese Frage

nicht einfach und auch nicht eindeutig zu beantworten ist. Karl Lenz (2003) hat darauf hingewiesen, dass der Begriff „Familie“ unter anderem aufgrund seiner starken Ideologisierung und wegen seiner unterschiedlichen historischen Bedeutungsgehalte für wissenschaftliche Betrachtungen nur bedingt geeignet ist. Auch im Alltagsverständnis scheint nicht immer klar zu sein, worum es sich bei Familie handelt. Oft finden sich diffuse Vorstellungen und es fehlen klare und benennbare Kriterien. Prägnant auf den Punkt bringt Sten Nadolny diesen Umstand in seinem Roman über die jüdische Verlegerdynastie Ullstein. „Familie – was ist das?“, fragt er und gibt sogleich die Antwort: „Jeder weiß es, außer man fragt ihn“ (2003: 12). Versuchen wir dennoch eine Annäherung.

Im traditionellen Verständnis ist Familie ein Ehepaar, das zusammen mit seinen Kindern in einem Haushalt wohnt. Fünf Merkmale sind danach konstituierend für Familie: Das Vorhandensein von zwei Generationen, zwei Geschlechtern, der Ehe, verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern und einer Haushalts- und Wirtschaftsgemeinschaft. Diese Auffassung ist noch immer weit verbreitet, stimmt aber mit der Lebenspraxis einer wachsenden Zahl von Menschen nicht mehr überein. In den letzten Jahrzehnten haben sich zahlreiche Lebensformen neben der klassischen Familie etabliert. Beispiele sind etwa Alleinerziehende, nichteheliche Lebensgemeinschaften mit ihren Kindern, gleichgeschlechtliche Paare, die mit dem Kind eines Partners oder einer Partnerin zusammenleben und Paare ohne Kinder, die nicht zusammen wohnen, aber solidarisch verbunden sind und füreinander sorgen. Sind das Familien? Welche Merkmale sind zur Bestimmung geeignet? Gibt es überhaupt geeignete Merkmale?

Aus soziologischer Perspektive handelt es sich bei Familie um einen sozialen Sachverhalt mit Doppelcharakter. Familie kann als eine soziale Institution gesehen werden, die in ihren vielfältigen historischen Erscheinungsformen durch die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse geprägt ist. Gleichzeitig ist Familie aber auch ein individuell gestaltetes soziales Beziehungsnetz und damit eine wandelbare Konstruktion, die subjektiv mit Sinn versehen wird, wobei die kollektive Gestaltung des Familienlebens Einfluss auf die gesellschaftlichen Strukturen nehmen kann. Ein Beispiel dafür ist die rasch erfolgte Verbreitung nichtehelicher Lebensgemeinschaften in den 1970er und 80er Jahren. Mit hin ist von einer interdependenten Beziehung zwischen Familie und Gesellschaft auszugehen.

In der aktuellen gesellschaftspolitischen Diskussion, was Familie ist oder sein soll, sind drei unterschiedliche Positionen erkennbar: Die erste Position, die dem traditionellen Verständnis weitgehend verpflichtet ist, ist sehr stark *Ehe zentriert*: Familie ist nur dort, wo ein Ehepaar mit oder ohne Kinder in einem Haushalt zusammenlebt. Nur diese Lebensform ist sozial legitimiert, keine andere darf ihr gleichgestellt werden. Die zweite Position rückt die *Eltern-Kind-Beziehung* in den Mittelpunkt: Familie ist eine Verantwortungsgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern bzw. zwischen Kindern und Eltern. Oder, prägnanter ausgedrückt: Familie ist überall dort, wo Kinder sind. Ehe und Haushaltsgemeinschaft sind für eine Familie aus dieser Sicht nicht länger konstitutiv. Damit konturiert sich ein neuer, weiter gefasster Familienbegriff, der sich zunehmend im öffentlichen Diskurs durchsetzt und das derzeitige Bild von Familie mehr und mehr prägt. Die dritte Position ist noch offener gefasst. Sie fokussiert auf das Vorliegen von Solidarbeziehungen. Familienartig ist jede exklusive Solidargemeinschaft zwischen zwei oder mehr Personen, die auf relative Dauer ausgerichtet ist. Familie ist also auch dort gegeben, wo

keine Kinder sind. Das mag für manchen befremdlich klingen, aber in einigen europäischen Ländern, z.B. in Schweden oder in Frankreich mit dem „Pacte civil de solidarité“, gibt es seit 1999 bereits entsprechend angelegte Rechtsinstitute.

Der Frage, was Familie ist, kommt gesellschaftlich eine große Bedeutung zu, weil mit der Antwort Lebensformen gesellschaftlich diskriminiert oder legitimiert werden und damit aus Sicht des Staates als schutz- und förderungswürdig angesehen werden oder nicht. Im Hinblick auf Art. 6, Abs. 1 des Grundgesetzes – „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung“ – können alle Lebensformen als schutz- und förderungswürdig gelten, die im gegenseitigen Eintreten der Partner füreinander gründen, auf längere Dauer ausgerichtet sind und daneben weitere Lebensformen ähnlicher Art ausschließen. Mit anderen Worten: *Familie ist eine exklusive Solidargemeinschaft, die auf relative Dauer angelegt ist*. Die drei Merkmale Solidarität, Exklusivität und relative Dauerhaftigkeit bilden ein angemessenes Fundament für moderne Vorstellungen von Familie und sind geeignet, die Grundlage des deutschen Familienrechtes, die bislang auf dem Kirchenrecht und auf dem bürgerlichen Recht basiert, zu erweitern.

3 Untersuchungsdimensionen und Methoden familienwissenschaftlicher Studien

Sozialwissenschaftliche Analysen der Familie erfolgen vornehmlich im Hinblick auf eine oder mehrere der folgenden fünf Dimensionen. Am häufigsten untersucht wird (1) *die Morphologie*, d.h. die äußeren Strukturmerkmale von Lebensformen. Dazu gehören die Haushaltsgröße, der Familienstand und die personelle Zusammensetzung des Haushalts. Verbreitet sind daneben auch Studien, die auf (2) *die Binnenstrukturen der Familie* gerichtet sind. Zu unterscheiden sind hier Analysen, die (2a) die Beziehungen zwischen den Partnern sowie zwischen Eltern und Kindern oder zwischen Großeltern und Enkeln zum Gegenstand haben, wozu Analysen der partnerschaftlichen Arbeitsteilung ebenso zu rechnen sind wie Studien über Macht und Autorität in der Familie, sowie Studien, die sich (2b) mit der Hetero- bzw. der Homogamie von Partnern im Hinblick auf Merkmale wie Alter, Bildung, ethnische Zugehörigkeit oder, in psychologischen Studien, Persönlichkeitsmerkmale befassen.

In jüngerer Zeit stark an Bedeutung gewonnen haben Untersuchungsdesigns, die sich auf (3) *die Prozesse der Familienentwicklung* beziehen und davon ausgehen, dass Familie nicht nur als relativ stabile Strukturform, sondern auch als dynamischer und vielschichtiger Entwicklungsprozess zu begreifen und zu verstehen ist. Zu dieser Untersuchungsdimension gehören Analysen des Wandels *familialer Übergänge*. Hierbei geht es (3a) um Fragen der *Inklusion* der Bevölkerung in diese Übergänge, also beispielsweise um das Thema, wie viele Menschen mindestens einmal in ihrem Leben heiraten und wie viele zeitlebens ledig bleiben. Daneben stehen Fragen im Hinblick (3b) auf das *Timing* der familiendemografischen Übergänge im Blickpunkt, also etwa die Frage nach dem durchschnittlichen Alter der Mütter bei der ersten Geburt. Schließlich wird auch (3c) die biografische *Abfolge* von Übergängen untersucht. Fragen wären hier zum Beispiel ob die Heirat üblicherweise vor dem Übergang zur Elternschaft erfolgt oder ob Paare in der Re-

gel vor oder nach der Heirat einen gemeinsamen Haushalt gründen. Arbeiten zur Familienentwicklung haben die klassischen Untersuchungen zum starren Konzept des „Familienzyklus“ abgelöst (vgl. dazu Höhn 1982).

Seltener sind dagegen Studien, die sich auf (4) *die subjektiven Sinnzuschreibungen*, die von den individuellen Akteuren und auf *die Erwartungen*, die von Staat und Gesellschaft an Familie und ihre Leistungen herangetragen werden, richten. Ebenfalls wenig verbreitet sind Studien (5) *des gesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen Stellenwertes* von Ehe, Familie und nichtkonventionellen Lebensformen. Grundlage hierfür bilden etwa die öffentlichen und politischen Diskurse über die aktuelle Situation und die zukünftige Entwicklung der Familie. Die *Familienrhetorik* (Lüscher/Wehrspau/Lange 1989), also die öffentlichen Diskurse über Familie und ihre Aufgaben und Leistungen sowie die, häufig Interessen geleitete Deutung ihres Wandels, z.B. als krisenhaft, bildet einen eigenständigen Beitrag zur gesellschaftlichen Konstruktion von Familie und zur, oftmals entstellten, kollektiven Repräsentation des Verhältnisses von Familie und Gesellschaft.

Methodisch arbeiten familiensoziologische Studien hauptsächlich mit quantitativen Verfahren. Dabei dominieren standardisierte (Telefon-)Befragungen repräsentativer Zufallsstichproben. Die meisten dieser Studien sind als Querschnittsbefragungen angelegt, Paneldesigns und Kohortenanalysen werden aber immer wichtiger. In der quantitativen Forschung werden Hypothesen getestet und verallgemeinerbare Aussagen über Wirkungszusammenhänge und zahlenmäßige Ausprägungen angestrebt.

Eine beachtliche Rolle haben in der Familienforschung mittlerweile auch qualitative Forschungsverfahren erlangt, wobei Themen zentrierte und biografische Interviews häufiger zur Anwendung gelangen. Dagegen spielen qualitative Inhalts- und Diskursanalysen sowie Beobachtungen nur eine randständige Rolle. In der qualitativen Familienforschung werden typische Handlungs- und Deutungsmuster über die intensive Auseinandersetzung mit wenigen Fällen rekonstruiert und interpretiert. Im Forschungsprozess wird versucht, anhand exemplarischer Handlungs- und Deutungskonstellationen allgemeine Sinnzusammenhänge zu verstehen, zu typologisieren und Hypothesen zu generieren.

Wenig Einzug gehalten haben in der Familienforschung bislang Forschungsdesigns, die auf der Kombination unterschiedlicher Methoden gründen. Durch die geschickte Verbindung qualitativer und quantitativer Methoden, auch Across-method-Triangulation genannt, kann man im Forschungsprozess zu einem tieferen Verständnis des Forschungsgegenstandes und zu einer valideren Erfassung gelangen.

4 Familie in Deutschland – Wandel nach 1955 und gegenwärtige Situation

Die Entwicklung der Familie in den letzten fünf Jahrzehnten in Deutschland und in den meisten anderen europäischen Ländern ist durch das Nebeneinander von Wandel und Konstanz gekennzeichnet. Die Konstanz der Familie wird vor allem durch die fortbestehende ausgeprägte „Paarorientierung“ der Gesellschaft hergestellt. Die meisten Menschen wollen nicht alleine leben, aber auch nicht polygam. Als sehr beständig erweist sich daneben auch die Bedeutung eines erfüllten Familienlebens für die allgemeine Lebenszu-

friedenheit. Nach Gesundheit beeinflusst die Zufriedenheit in und mit Partnerschaft bzw. Familie das subjektive Wohlbefinden am nachhaltigsten und nicht etwa Erfolg im Beruf oder ökonomischer Wohlstand (Statistisches Bundesamt 2002, 455ff.).

Der Wandel der Familie in Westdeutschland verlief seit den 1950er Jahren nicht kontinuierlich. Auch waren und sind nicht alle Regionen und sozialen Milieus in gleicher Weise betroffen. Ausmaß, Tempo, Beginn und Niveau, nicht aber die Richtung des Wandels, weisen regionale und milieuspezifische Unterschiede auf. Bei einer allgemeinen Betrachtung des familiendemografischen Wandels in Westdeutschland wird erkennbar, dass die Entwicklung bis heute in zwei bis drei Phasen, je nach betrachteten Merkmalen, verlaufen ist. Mitte der 1960er Jahre setzte ein erster intensiver Wandlungsschub ein, der um 1980 endete. In diesem Zeitraum kam es zu einem starken Absinken der Geburtenrate (1965-1975), einem Rückgang der Heiratsneigung (1963-1978) und einem raschen Anstieg der Scheidungshäufigkeit (1969-1984). Daran schloss sich eine Phase relativer Stabilität an, die bis Anfang der 1990er Jahre andauerte und im Fall der Geburtenraten noch andauert. Die Geburtenrate ist seit 1975 in Westdeutschland nahezu konstant. Im Fall der Eheschließungen und Scheidungen waren nach 1992 ein rascher weiterer Anstieg der Scheidungen und ein erneutes Absinken der Heiratsneigung erkennbar. Entwicklungen, die in den letzten Jahren wiederum zum Stillstand gekommen sind.

In der DDR verlief der familiendemografische Wandel in vieler Hinsicht in vergleichbarer Form, wenn auch zum Teil mit unterschiedlichem Tempo und Niveau. Die Scheidungsrate stieg rascher als in der Bundesrepublik, die Heiratsneigung ging langsamer zurück und die Geburtenrate sank ähnlich stark wie in Westdeutschland. Neben vielen Parallelen gab es mehrere markante Unterschiede in der Familienentwicklung. Besonders auffällig waren die höhere Erwerbsbeteiligung der Mütter und der weitaus größere Anteil der in öffentlichen Institutionen betreuten Kinder. Ebenfalls different waren der größere Anteil nichtehelicher Geburten und die früh erfolgende Familiengründung. Junge Paare heirateten in der DDR im Durchschnitt in ihrem 23. Lebensjahr und bekamen in diesem Alter auch ihre ersten Kinder. Der Wandel der Familie in der DDR war ab Mitte der 1970er Jahre kurzfristig durch die Einführung umfangreicher sozialpolitischer Unterstützungsmaßnahmen der Familien beeinflusst. Insbesondere erfolgte in dieser Zeit ein deutlicher Anstieg der Geburtenrate, die jedoch nicht mit einer bedeutsamen Erhöhung der Kohortenfertilität einherging, sondern vor allem auf der Vorverlagerung von Geburten beruhte. Der vielleicht wichtigste Unterschied bestand in der relativ geringen Pluralität von Lebensformen und Lebensverlaufsmustern in der DDR. Orientiert am expliziten Leitbild der sozialistischen Familie und durch ein engmaschiges familienpolitisches Unterstützungssystem beeinflusst, dominierten bis in die 1980er Jahre Normalbiografie und Normalfamilie. Erst kurz vor der politischen Wende setzten nennenswerte Differenzierungsprozesse ein, die sich nach 1990 rasch beschleunigt haben.

Im Kern des Wandels der Familie in Deutschland stehen die Prozesse der De-Institutionalisierung der Ehe (Tyrell 1988) und, damit verbunden, der Bedeutungsrückgang sozialer Normierungen und sozialer Kontrollen des Familienlebens. Im Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung hat sich die Institution der Ehe von einer auf Schutz und Unterdrückung basierenden Sozialform (Giddens 1993), die sozial intensiv kontrolliert war und auf gesellschaftlich gesetzten starren Regeln beruhte, zu einer individuell gestaltbaren Partnerschaft gewandelt, die mit bestimmten Pflichten, Rechten und Privilegien verbunden ist.

Im Zuge dieser Entwicklung hat sich die ehemals enge Verknüpfung von Ehe, Familie, Elternschaft, Sexualität und Haushalt zum Teil aufgelöst. Was noch in den 1960er Jahren kaum möglich und mit erheblichen Diskriminierungen verbunden war, zum Beispiel unverheiratetes Zusammenwohnen, ledige Elternschaft oder Sexualität außerhalb der Ehe, ist heute Normalität und weitgehend frei von sozialen Bewertungen. Als eine wesentliche Folge der De-Institutionalisierung der Ehe hat die Vielfalt der Lebensformen und die Kontingenz und Dynamik der Familienentwicklung *in moderatem* Umfang zugenommen. Ein weiterer markanter Wandel betrifft die soziale und die rechtliche Position der Frau und der Kinder und in der Folge die Beziehungsstrukturen innerhalb von Lebensformen. Die Partner- und die Eltern-Kind-Beziehung haben sich nachhaltig von hierarchisch strukturierten, auf Abhängigkeit, Befehl und Gehorsam basierenden zu egalitären, partnerschaftlich organisierten Beziehungen gewandelt. Zusammengefasst wurde der Wandel der Binnenstrukturen als Übergang vom „Befehls- zum Verhandlungshaushalt“ interpretiert (Beck/Beck-Gernsheim 1989).

Ein weiteres relevantes Merkmal des Wandels der Lebensformen bleibt bei den in der Amtstatistik üblicherweise vorgenommenen haushaltsbezogenen Betrachtungen unerkannt – die erhebliche Verbreitung so genannter Fernbeziehungen. Fernbeziehungen sind längerfristig bestehende Partnerschaften, in denen die Partner nicht zusammen wohnen. Knapp acht Prozent der 25- bis 45-Jährigen lebten im Jahr 2000 seit mehr als einem Jahr in einer solchen Beziehung (Schneider/Ruckdeschel 2003). Damit wird ein neuzeitliches Partnerschaftsmodell repräsentiert, das sich aufgrund moderner, stärker auf individuelle Autonomie ausgerichteter Partnerschaftsideale und infolge erhöhter beruflicher Mobilitätsanforderungen für beide Geschlechter neben den klassischen Modellen der partnerschaftlichen Haushalts- und Wirtschaftsgemeinschaft etabliert hat. Haushaltsbezogene Betrachtungen ignorieren zudem die Tatsache, dass Familie und Familienbeziehungen nach einer Scheidung nicht zwingend enden. Falls Kinder vorhanden sind, besteht die Familie als Nachscheidungsfamilie über ein gemeinsames Sorgerecht der leiblichen Eltern, umgangsrechtliche Regelungen und Unterhaltszahlungen an die Kinder und evtl. den früheren Ehepartner durchaus fort, auch wenn die Eltern an verschiedenen Orten leben.

Ein Überblick über die Vielfalt der Lebensformen der 25- bis unter 45-Jährigen in Deutschland verweist auf den Bedeutungsverlust der ehelichen Kernfamilie, die zwar mit einem Anteil von 47,7 Prozent nach wie vor die weitaus häufigste Lebensform in dieser Altersgruppe darstellt, aber mehr als die Hälfte der Menschen in diesem Alter leben in einer dazu alternativen Lebensform, wobei alleinwohnende Personen ohne Partner und kinderlose Ehepaare die häufigsten Alternativen repräsentieren (vgl. Tab. 1). Erkennbar sind einige markante Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Ledige Männer verbleiben deutlich länger im elterlichen Haushalt, Frauen leben weit öfter mit Kindern zusammen und der Anteil alleinwohnender Männer ist in dieser Altersgruppe mehr als drei Mal so hoch. Schließlich kann festgehalten werden, dass weniger als 12 Prozent der Menschen in der Altersgruppe der 25- bis unter 45-Jährigen als „Single“, d.h. ohne Partner und ohne Kinder allein in einem Haushalt leben.¹

1 Der Begriff „Single“ ist in der Alltagssprache und im wissenschaftlichen Sprachgebrauch sehr uneinheitlich bestimmt, dies zeigen auch die leichten Variationen des Begriffs in den verschiedenen Beiträgen die-

Im Hinblick auf das Zusammenleben mit einem Partner oder mit mindestens einem Kind ist zusammenfassend zu konstatieren, dass von den 25- bis unter 45-Jährigen 57 Prozent mit mindestens einem Kind und 69 Prozent mit einem Partner im Haushalt wohnen.

Tab. 1: Lebensformen der 25- bis unter 45-Jährigen in Deutschland im Jahr 2003 nach Geschlecht (in %)

Lebensform	Männer	Frauen	Insges.
ledige Kinder, bei den Eltern lebend	10,3	4,0	7,2
verheiratete Elternteile mit Kindern im Haushalt	43,3	52,3	47,7
nicht verheiratete Elternteile mit Kindern im Haushalt	4,1	4,4	4,2
Alleinerziehende	1,2	9,2	5,1
darunter: mit Partner in Fernbeziehung			(1,8)
kinderlose Ehepartner	9,3	10,5	10,0
kinderlose nicht verheiratete Partner	7,5	6,7	6,9
kinderlose homosexuelle Partner	0,3	0,2	0,2
Alleinwohnende ohne Partner	17,1	5,5	11,6
Alleinwohnende mit Partner in Fernbeziehung	5,1	6,2	5,7
Sonstige Lebensformen	1,8	1,0	1,4
Insgesamt	100	100	100
N (in Mio.)	12.043	11.821	23.864

Quelle: Mikrozensus 2003 und eigene Berechnungen

Bedeutsame Veränderungen sind auch bei der Familienentwicklung zu beobachten. Die Heiratsneigung sinkt, mehr als jeder Fünfte bleibt derzeit dauerhaft ledig, und das durchschnittliche Alter bei der ersten Heirat steigt kontinuierlich, seit 1975 um über sechs Jahre. Männer heirateten im Jahr 2006 im Durchschnitt im Alter von 32,6 Jahren zum ersten Mal und damit drei Jahre später als Frauen. Der Aufschub der Heirat korrespondiert mit der immer später erfolgenden Familiengründung. Maßgeblich dafür ist die insgesamt längere Verweildauer im Bildungssystem und die damit oftmals gegebene ökonomische Unselbstständigkeit bis weit in das dritte Lebensjahrzehnt hinein. In Verbindung mit dem weit verbreiteten Verhaltensmuster, eine Familie erst nach dem Erreichen einer sicher erscheinenden beruflichen Position zu gründen, werden Familien immer häufiger erst im vierten Lebensjahrzehnt gegründet, bei Akademikerinnen nicht selten sogar erst zu Beginn des fünften Lebensjahrzehnts. So haben die in Deutschland geborenen Kinder relativ alte Eltern. Das durchschnittliche Alter der Mütter zum Zeitpunkt der Geburt ihres ersten Kindes ist zwischenzeitlich (2006) auf annähernd 29 Jahre angestiegen (destatis 2007b). Die erste Geburt erfolgte damit durchschnittlich fast vier Jahre später im Leben als noch vor zwanzig Jahren.

Im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung wurde die Familienentwicklung individuell gestaltbarer, aber auch brüchiger. Dadurch entfaltet sich Familie im Lebensverlauf

ses Bandes. Er ist daher als wissenschaftlicher Begriff nur bedingt geeignet. Ähnliches gilt auch für andere Begriffe wie etwa „Patchwork-Familien“ oder Fernbeziehungen.

immer häufiger zu einem komplexen Beziehungsgeflecht, in dem Teile aktueller und früherer familialer Lebensformen zusammengefügt werden. Familie ist Haushaltsgemeinschaft, konstituiert sich daneben aber immer mehr als Beziehungsnetz, als „multilokale Mehrgenerationenfamilie“ (Bertram 2002), in der die Beziehungen zwischen den Generationen, im Vergleich zur Partnerbeziehung, immer stärker an Bedeutung erlangen und sich zum tragenden Bestandteil von Familie entwickeln.

In der Gesamtschau kann von einer besonderen Unübersichtlichkeit von Familie und Lebensführung jedoch nicht gesprochen werden. Die oft zitierten „Patchwork-Familien“ sind meist nichts anderes als herkömmliche Stieffamilien, in denen infolge von Scheidung oder, weit seltener, Tod ein leibliches Elternteil durch einen Stiefvater oder eine Stiefmutter ersetzt wird. Ebenso wenig kann die Entwicklung der Familie in den letzten Jahrzehnten als krisenhaft gedeutet werden. In historischer Perspektive handelt es sich um die Wiederkehr altbekannter Vielfalt und Dynamik. Verstärkt hat sich dagegen sicherlich der Druck auf junge Menschen zu Beginn ihrer beruflichen Laufbahn die Familienkarriere an die erhöhten beruflichen Anforderungen anzupassen. Relativ eindeutig ist die Befundlage dahingehend, dass ein intensiver Wandel vor allem in der Phase zwischen 25 und 35 Jahren stattgefunden hat (Marbach 2003). Danach ist, abgesehen von der erheblichen Scheidungsdynamik und ihren Folgen für die Familienentwicklungen, eher von Konstanz als von grundlegendem Wandel auszugehen.

Eine erstaunliche Konstanz ist im Falle Westdeutschlands auch im Hinblick auf die Einstellungen zur Mutter- und Vaterrolle zu erkennen. Im Unterschied zu Ostdeutschland und vielen europäischen Ländern bleibt der Mutter nach wie vor die Zuständigkeit und Hauptverantwortung für die Kindererziehung übertragen, während umgekehrt dem Vater verbreitet die Ernährerrolle zugeschrieben bleibt.

Die in Tab. 2 ausgewiesenen Befunde zeigen hoch signifikante Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland und verweisen gleichzeitig darauf, dass die Einstellungen zu den Geschlechterrollen in Westdeutschland im europäischen Vergleich neben Polen besonders konservativ sind.

Tab. 2: Einstellungen zu Geschlechterrollen in Deutschland und weiteren ausgewählten europäischen Ländern (durchschnittliche Zustimmung)²

	Deutschland West	Deutschland Ost	Schweden	Spanien	Polen
Ein Vorschulkind leidet, wenn seine Mutter berufstätig ist	2,69	3,36	3,50	2,84	2,66
Die Aufgabe des Mannes ist es Geld zu verdienen, die der Frau, sich um Haushalt und Kinder zu kümmern	3,55	3,90	4,15	3,61	2,76
N	903	416	1059	2437	1221

Datenquelle: International Social Survey Programme (ISSP) 2002; den Werten liegen die Antworten auf einer 5-Punkt-Skala zugrunde: ‚1‘ heißt „stimme voll zu“ und ‚5‘ „stimme überhaupt nicht zu“. Je niedriger der ausgewiesene Wert, desto traditioneller die Einstellungen.

² Weitere Analysen und Interpretationen dieser Daten finden sich im Beitrag von Ostner in diesem Band.

Die traditionellen Einstellungen spiegeln sich auch im Verhalten wider. Darauf verweisen Befunde wie die folgenden: Die Höhe des Anteils, den verheiratete Frauen durchschnittlich zum Familieneinkommen beitragen, beträgt in Deutschland 18 Prozent, und 42 Prozent der Paare mit einem Kind unter 6 Jahren praktizieren in Deutschland, nach einer OECD-Statistik aus dem Jahr 2001 (ebd.: 135), die klassische Aufgabenteilung: Der Mann arbeitet Vollzeit, die Frau ist Hausfrau. Hinzu kommen weitere 26 Prozent, bei denen der Mann Vollzeit arbeitet und in Ehefrau in der Rolle der hinzuverdienenden Teilzeitbeschäftigten ist.

5 Besonderheiten der Familie in den neuen Bundesländern

Die Gestaltung der Familie und der privaten Lebensführung in den neuen Bundesländern weist einige Spezifika auf, die wesentlich durch den gesellschaftlichen Transformationsprozess im Zuge der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten geprägt worden sind. Zum einen wirken Leitbilder und Erfahrungen aus der DDR-Vergangenheit nach, zum anderen ist das Erleben des grundlegenden Umbruchs nahezu aller gesellschaftlichen Verhältnisse bis heute ein Faktor, der tief in das persönliche Empfinden und Erleben der Menschen hineinragt. Historisch beispiellos war der drastische Rückgang der Heirats-, Scheidungs- und der Geburtenrate nach 1989. Innerhalb von drei Jahren ist die Zahl der Eheschließungen um fast zwei Drittel, die der Scheidungen um über 80 Prozent und die der Geburten um annähernd 60 Prozent gesunken. Zwar ist in allen Bereichen ein Wiederanstieg zu verzeichnen, aber alle Raten liegen weiterhin unter den Werten in den alten Bundesländern.

Der markanteste Unterschied zwischen alten und neuen Bundesländern betrifft die fortgeschrittene Entkoppelung von Ehe und Elternschaft im Osten. Schon zu Zeiten der DDR wurde jedes dritte Kind nichtehelich geboren. Gegenwärtig (2006) sind es etwa 60 Prozent, in den alten Bundesländern dagegen nur etwa 24 Prozent (Statistisches Bundesamt 2007: 10).

Bedeutsam sind auch die unterschiedlichen Anteile kinderloser Frauen. Während in der Geburtskohorte 1967-71, also den im Jahr 2006 35- bis 39-jährigen Frauen, in den alten Bundesländern etwa 28 Prozent noch kinderlos sind, sind es in den neuen Bundesländern nur etwa 16 Prozent (Statistisches Bundesamt 2007: 29).

Ein anderer, ebenfalls sehr auffälliger Unterschied betrifft die Vereinbarung von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit. Mutterschaft und Erwerbstätigkeit waren in der DDR für Frauen nahezu obligatorisch und bis heute sind, wie Ergebnisse des Mikrozensus zeigen, Mütter mit minderjährigen Kindern in den neuen Bundesländern häufiger erwerbstätig als Mütter in den alten Bundesländern. Im Jahr 2003 waren 46 Prozent der Mütter mit Kindern unter 18 Jahren in den neuen Bundesländern voll erwerbstätig und weitere 21,7 Prozent waren teilzeitbeschäftigt. In den alten Bundesländern sind Mütter insgesamt weniger erwerbstätig und die erwerbstätigen sind häufiger teilzeitbeschäftigt. 2003 waren im Westen nur 17,1 Prozent der Mütter mit minderjährigen Kindern voll erwerbstätig und weitere 41 Prozent waren teilzeitbeschäftigt (destatis 2007a).

Die bedeutsamste Angleichung seit der Wiedervereinigung hat beim Familiengründungsalter stattgefunden. Betrug das durchschnittliche Erstgeburtsalter 1985 in der DDR

noch weniger als 23 Jahre, haben sich die Unterschiede im Vergleich zum Westen stark verringert. Insgesamt scheint sich in den neuen Bundesländern, trotz einiger Tendenzen zur Angleichung an westliche Muster, ein divergentes, ostdeutsches Muster etabliert zu haben.

6 Ursachen des Wandels der Familie und mögliche weitere Entwicklungen

Die Ursachen des Wandels sind vielschichtig, wobei nicht von eindeutigen Kausalbeziehungen, sondern von komplexen Interdependenzbeziehungen auszugehen ist. Ein wichtiger Motor des Wandels der Familie liegt in den Veränderungen der Rolle der Frau und ihrer stärkeren Bildungsbeteiligung. Die Frau ist heute ökonomisch selbstständig und zur Sicherung ihrer sozialen Position nicht mehr auf Ehe und Mutterschaft verwiesen. Eine zweite bedeutsame Ursache steht im Zusammenhang mit dem Rückgang der Verbindlichkeit und der Eindeutigkeit normativer Verhaltenserwartungen und dem Bedeutungsverlust gesellschaftlicher Kontrollinstanzen wie Verwandtschaft und Nachbarschaft. Damit einhergehend nahmen potenzielle Handlungsoptionen zu. Die Abkehr von relativ starren und einheitlichen Verhaltensvorschriften eröffnete erst die Möglichkeit zu einer stärkeren Ausrichtung der privaten Lebensführung an individuellen Bedürfnissen und Zielen. Ging es in der Vergangenheit mehr um den Erhalt von Strukturen und Institutionen, in die sich das Individuum möglichst reibungslos einzupassen hatte, hat sich heute die Selbstverwirklichung als legitimer Bezugsrahmen individueller Handlungsziele weitgehend durchgesetzt, wodurch eine größere Gestaltungsvielfalt entstanden ist. Von einem „anything goes“ kann jedoch nicht gesprochen werden, da Handlungsrestriktionen, etwa im Zusammenhang mit den Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt, fortbestehen oder sogar neu entstanden sind. Ein Beispiel wären etwa forcierte berufliche Mobilitätsanforderungen, die die Gestaltung der Lebensformen der Menschen nachhaltig beeinflussen können (vgl. Schneider/Limmer/Ruckdeschel 2002a, b). Hinzu kommt, dass normative Zwänge in vielen sozialen Milieus und mit ihnen die Monopolstellung eines gesellschaftlichen Leitbildes zwar weitgehend verschwunden sind, relevante Bestandteile eines traditionellen bürgerlichen Familienleitbildes aber weiterhin bedeutsam sind, wie an den Beispielen des Ehegattensplittings oder der beitragsfreien Mitversicherung nicht erwerbstätiger Ehegatten in der Krankenversicherung erkennbar ist. Damit bestehen mächtige Anreizsysteme fort, die die Entscheidungen der Akteure für die eine oder andere Lebensform durchaus erheblich beeinflussen können.

Neben dem Bedeutungsrückgang normativer Regelungen sind auch Veränderungen der Sozialstruktur für den Wandel der Familie mitverantwortlich. Im Unterschied zu den vorgenannten Ursachenkomplexen sind hierbei Verhaltens- und Einstellungsänderungen von untergeordneter Bedeutung. Stattdessen sind so genannte Kompositionseffekte maßgeblich. Das heißt, die Zu- und Abnahme der zahlenmäßigen Größe unterschiedlicher sozialer Milieus (z.B. die Verbreitung des städtisch-akademischen Milieus und die Schrumpfung des traditionellen Arbeitermilieus) hat unmittelbare Auswirkungen auf familiendemografische Indikatoren, ohne dass Veränderungen des milieuspezifischen Verhaltens stattgefunden haben.

Zum Teil damit zusammenhängend ist der Wandel von Familie und Lebensführung zudem durch Kohorteneffekte beeinflusst. Zahlreiche empirische Befunde verweisen darauf, dass sich die jüngeren Geburtskohorten hinsichtlich ihres familiendemografischen Verhaltens von den jeweils älteren Kohorten unterscheiden (vgl. z.B. Huinink 1995) und diese Unterschiede in vielen relevanten sozialen Gruppierungen nachweisbar sind.

Welche weitere Entwicklung die Familie nehmen wird, ist schwer vorhersehbar. Es gibt jedoch gegenwärtig keine Hinweise darauf, dass sich die Familie der Zukunft wesentlich von der der Gegenwart unterscheiden wird. Eine Auflösung der Familie ist ebenso wenig zu erwarten wie eine ausgeprägte Retraditionalisierung im Sinne einer Wiederkehr der Situation der frühen 1960er Jahre. Anzeichen deuten darauf hin, dass es mittelfristig zu einer gesellschaftlichen Neugestaltung der Schnittstelle von Familie und Erwerbsarbeit kommen wird. Deutschland wird familienfreundlicher werden, indem die Wahlfreiheit der Lebensführung durch den Ausbau familienexterner Kinderbetreuungsangebote und durch die fortschreitende Entwicklung einer stärker familienorientierten Erwerbsarbeit erleichtert wird. Männer werden zukünftig intensiver in die Familienarbeit integriert sein als dies heute der Fall ist. Jedoch ist nicht zu erwarten, dass der viel beschworene „Neue Vater“, der sich weniger als Ernährer, sondern als Erzieher seiner Kinder begreift, in Zukunft dominieren wird. Eher ist mit einem stärkeren Rückzug der Frauen aus der Erziehungsarbeit zu rechnen als mit einer ausgeprägten Integration der Männer in diese.

Wahrscheinlicher als im jungen und im mittleren sind Veränderungen des Familienlebens im späteren Erwachsenenalter. Zu erwarten ist die Herausbildung neuer solidarischer Wohnformen im Alter. Hervorgerufen durch den Umstand, dass eine wachsende Zahl älter werdender Menschen keine Kinder hat oder die Kinder weit entfernt leben und auch die Zahl derer zunehmen wird, die keinen festen Partner haben, dürften sich neue Lebensformen etablieren, in der ältere Menschen aus unterschiedlichen Generationen nach dem Prinzip der Wahlverwandtschaft zusammen wohnen und wirtschaften und sich gegenseitig unterstützen.

Die traditionellen Fundierungen von Familie, Blutsverwandtschaft und Verschwägerung, werden damit in Zukunft aufgrund der niedrigen Heiratsneigung, der fortgeschrittenen Entkoppelung von leiblicher und sozialer Elternschaft sowie der neu sich etablierenden Solidargemeinschaften im Alter tendenziell weiter an Bedeutung einbüßen und zunehmend von individuell gewählten Bindungen abgelöst werden.